

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00435-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Heike Vesper ist Meeresbiologin und Direktorin des WWF Deutschland am Internationalen WWF-Zentrum für Meeresschutz, wo sie u. a. die Strategie des Ozean-Programms mit den Schwerpunkten internationale Meerpolitik, Erhaltung wichtiger Meereslebensräume, nachhaltige Fischerei sowie die Reduzierung von Plastikmüll verantwortet. Bereits 1999 trat sie dem marinen Team des WWF Deutschland bei, dort initiierte sie u. a. den Fischereimarktansatz, um nachhaltige Fischerei in europäischen Meeren zu etablieren. Heike Vesper lebt mit ihrer Familie in Hamburg.

Janina Jetten lebt und arbeitet als freiberufliche Autorin und Ghostwriterin in Hamburg. Zuvor war sie acht Jahre stellvertretende Chefredakteurin von *Petra*, *Bella* und *Mädchen*. Als Redakteurin hat sie außerdem für das TV-Format *Beckmann*, für die *Gala*, die *Hamburger Morgenpost* sowie für *TV Hören und Sehen* gearbeitet.

Heike Vesper

mit Janina Jetten

**Wenn wir die Meere
retten, retten wir die Welt**

Wie ein nachhaltiger Umgang gelingt
und jeder Einzelne etwas bewirken kann

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, März 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Covergestaltung zero-media.net, München

Coverabbildung Sonja Ritter / WWF; Jacob Maentz / Getty Images

Satz aus Zenon und Cera bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00435-3

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de

«Du kannst keinen Ozean
überqueren, indem du einfach
nur aufs Wasser starrst.»

Rabindranath Tagore
(bengalischer Dichter)



Einleitung

Wenn wir am Strand stehen und Richtung Wasser schauen, sieht alles aus wie immer: Das Meer erscheint endlos und unveränderlich – ganz gleich, ob in St. Peter-Ording an der Nordsee, in einer idyllischen Bucht auf Mallorca am Mittelmeer oder auch weiter weg, sagen wir, auf einer Trauminsel der Malediven im Indischen Ozean.

Wir verlieren unseren Blick im unergründlichen Dunkelblau seiner Tiefen, holen erstaunt Luft, wenn wir auf einem Boot sitzend metertief auf den Grund gucken können, machen am puderzuckerfeinen Strand Fotos vom türkisfarbenen Wasser. Tauchen zaghaft unsere Zehen in eiskalte Wogen, zucken zurück, wenn der Bauch langsam nass wird, oder schmeißen uns vergnügt in sommerwarme Fluten. Wir genießen es, wenn das Meer ruhig daliegt, als wäre es ein Spiegel des Himmels – die leicht gluckernden Geräusche bringen jede Faser des Körpers zu einem friedvollen Innehalten. Oder wir schauern beim Anblick seiner Wellen, weil wir wissen, wie kraftvoll, unaufhaltsam und zerstörerisch sie sein können.

Für die meisten Menschen hat das Meer eine Bedeutung. Sei es Erholung, sei es Lebensunterhalt, sei es Angst, sei es Freiheit.

Für mich persönlich ist es meine innere Heimat. Ich bin dort glücklicher als anderswo. Manche Menschen ziehen ihre Kraft aus dem Wald, manche fühlen sich in den Bergen zu Hause, ich ziehe meine Energie aus dem Wasser. Wenn ich meinen Blick übers Meer schweifen lasse, er ungestört bis zum Horizont wandern kann, kommt in mir ein unbeschreibliches Hochgefühl auf. Ich atme ruhiger, bewusster, kraftvoller. Ich fühle mich befreit.

Seit einigen Jahren wird diese unbändige Freude allerdings immer häufiger durch ein dumpfes, schweres Gefühl getrübt, weil ich weiß: Hier stimmt etwas nicht. Der Anblick der Wellen täuscht eine heile Welt vor, die unter der Wasseroberfläche nicht existiert. Die Realität stimmt nicht mit unseren positiven Assoziationen überein. Der Ort, der uns bei jedem Besuch Glück, Ruhe und Euphorie verschafft, wertvolle Momente, an die wir uns Jahre später noch erinnern, ist noch nie so bedroht gewesen wie jetzt. Der Ort, der uns unendlichen Reichtum durch seine Fische schenkt, wird von uns behandelt wie eine Müllkippe. Das Meer befindet sich in einer historischen Krise. Bedroht von menschengemachter Klimaerwärmung, von Übersäuerung, Plastikmüll und Überfischung.

Wir konnten uns bisher nicht vorstellen, dass wir dem Meer jemals bleibenden Schaden zufügen könnten. Wir glaubten, das Meer sei schlicht zu groß dafür. Aber dem ist nicht so. Deswegen ist es jetzt unsere Aufgabe, das Gleichgewicht wiederherzustellen.

Genau dafür kämpfe ich.

Als Meeresbiologin und leidenschaftliche Taucherin sehe ich mich als Anwältin der Meere. Mein Blick ist vor allem wissenschaftlicher Natur, aber meine persönliche Affinität für das Meer weckt meinen Beschützerinstinkt. Ich empfinde die Ozeane fragiler als andere Orte. Ist es nicht schon allein unglaublich faszinierend, sich in ein vollkommen anderes Element zu begeben, in dem wir nur kurze Zeit Besucher sein können? Wenn ich mir vorstelle, dass diese schillernde, reiche, geheimnisvolle Welt immer mehr zu einem grauen, vermüllten und leergefischten Ort wird, zerreißt es mich innerlich. Ich möchte die unglaubliche Vielfalt der Ozeane bewahren. Den Menschen zeigen, wie schützenswert die Meere sind, weil sie wiederum uns viel mehr beschützen, als wir es wahrhaben wollen.

Zu meinem Bestimmungsort ist das Meer in meiner Kindheit geworden. Geboren und aufgewachsen in Dortmund, mitten im Ruhrgebiet, sind meine Eltern mit mir und meiner Schwester Jahr für Jahr in den Sommerferien an die Ostsee gefahren. Das Meer hat damals etwas in mir ausgelöst. Ich fand es als kleines Mädchen ganz und gar unglaublich und fesselnd, dass alles Leben aus dem Meer kommt und die Ozeane der größte Lebensraum auf unserem Planeten sind. Ich nahm das Meer sogar mit nach Hause: Jahrelang träumte ich davon, unter Wasser atmen zu können. Wollte ich im Traum schnell rennen, habe ich mich mit einer Schwimmbewegung vom Boden abgehoben und schwamm los. Das fühlte sich so lebendig, so real an, dass ich immer wieder irritiert war, dass es in Wirklichkeit nicht funktionierte.

Als ich mit über 20 tauchen lernte, wurde mein Traum ansatzweise wahr. Die Bewegungen kamen mir so vertraut vor, und ich fühlte mich «angekommen». Die Schwerelosigkeit, verbunden mit dem, was ich unter Wasser sah, die Farbenpracht, die Lebewesen lösten eine ungeahnte Euphorie in mir aus, von der getragen ich durchs Wasser schwebte. Das ist bis heute so, wenn ich mal dazu komme, einen Tauchgang zu machen. Alle Sinneszellen ploppen auf, die Herzfrequenz verlangsamt sich, ich werde vollkommen ruhig. Unter Wasser zu sein, ist für mich, als käme ich nach Hause, als hätte ich ein verlorenes Puzzleteil meines Selbst wiedergefunden.

Dass es so etwas wie Meeresbiologie als wissenschaftliche Disziplin gibt, war mir als Jugendliche nicht klar. Nach meinem Realschulabschluss beschloss ich, gleich noch das Abitur zu machen. Einfach weil ich keinen blassen Schimmer hatte, was ich sonst tun sollte. An der weiterführenden Schule hatte ich das Glück, endlich Lehrer zu bekommen, die mich inspirierten, und ich begriff, was ich zuvor nicht kannte: dass Lernen Spaß

machen kann und Neugierde etwas Gutes ist. Besonders Biologie hatte es mir angetan. Allein der menschliche Organismus als Wunderwerk aus 100 Billionen Zellen, die reibungslos Tag für Tag zusammenarbeiten – wie spannend war das denn?

Für meine Berufswahl maßgeblich verantwortlich war dann ein Erlebnis, das ich während einer kirchlichen Jugendreise in Schottland hatte. Ich saß an der Küste, den Blick aufs Meer gerichtet, als hinter mir ein Bus angefahren kam, aus dem eine große Gruppe junger Leute ausstieg. Sie wuselten geschäftig am Strand herum, nahmen dann etliche Wasserproben, zogen sich am Ende ihre Taucheranzüge an und sprangen ins Meer. Auf ihrem Bus stand «Meeresbiologische Abteilung der Universität Schottland». Sofort schoss mir durch den Kopf: «Ach was, so etwas gibt es? Das will ich auch machen.»

Gesagt, getan, und so bin ich fürs Studium nach Bremen gegangen. Zu der Zeit, 1991, herrschte dort Aufbruchstimmung. Neue marine Forschungsbereiche wurden ausgebaut und alles war spannend und neu: das Max-Planck-Institut für Marine Mikrobiologie, das Leibniz-Zentrum für Marine Tropenforschung, das Alfred-Wegener-Institut, Helmholtz-Zentrum für Polar- und Meeresforschung. Ich habe mein Studium genossen. Für meine Abschlussarbeit reiste ich nach Akaba in Jordanien, um dort etwas über die Ökologie von Korallenriffen zu lernen. Dafür durfte ich tauchen – und zwar nicht nur tagsüber, sondern auch mitten in der Nacht, weil das Plankton nachaktiv ist und nur dann wandert.

Meinen ersten Nachttauchgang werde ich nie vergessen. Es war so unfassbar dunkel: Die wissenschaftliche Station in Akaba liegt fernab der Lichter der Stadt, und außerdem war Neumond. Als ich bis zu den Knien im Wasser stand, konnte ich meine Füße schon nicht mehr sehen. Ich hatte ganz schön Angst, aber kneifen ging

natürlich nicht. Wir sind zu zweit getaucht, und als ich meine Lampe angestellt hatte, war das Allererste, was ich sah, ein knapp drei Meter langer Tiefseefisch, das Licht reflektierend wie ein Spiegel, mit unglaublich langen und spitzen Zähnen. Vor lauter Schreck habe ich die Lampe sofort wieder ausgeschaltet. Gleich drauf aber wieder an, denn einen solchen Fisch wollte ich doch lieber nicht aus den Augen verlieren. Wiedergesehen habe ich ihn allerdings nicht. Dieser Tauchgang auf knapp zehn Meter Tiefe dauerte keine 20 Minuten, denn dann hatte ich meine 20-Liter-Sauerstoffflasche, die sonst etwa eine Stunde hält, schon leer geatmet. Ich war einfach wahnsinnig aufgeregt, permanent habe ich nach diesem Tiefseefisch Ausschau gehalten und bin meinem Tauchbuddy so auf die Pelle gerückt, dass der sich kaum noch bewegen konnte. Aber das blühende Riff in der Nacht gesehen zu haben, wenn die Korallen ihre Tentakel ausfahren, ist bis heute unvergesslich.

Ganz «nebenbei» ist aus diesem beeindruckenden, intensiven Erlebnis auch noch die Partnerschaft meines Lebens hervorgegangen: Meinen Tauchbuddy habe ich später geheiratet, wir sind inzwischen seit über 20 Jahren ein Paar und haben zwei Kinder miteinander. Viele Dinge verbinden uns – aber die Liebe zum Meer und das Engagement für den Schutz der Ozeane ist eines der stärksten Bänder, die wir zueinander haben.

Bei den Tauchgängen konnte ich allerdings auch das erste Mal mit eigenen Augen sehen, welche unmittelbaren Auswirkungen es haben kann, wenn etwas ins Meer gespült wird, was dort nicht hineingehört. Im Golf von Akaba ist das nördlichste Korallenriff der Welt angesiedelt. Akaba ist Jordaniens einziger Seehafen, und neben Tourismus ist der Export von Phosphatdünger ein wichtiger Wirtschaftszweig. Der Phosphatstaub, der beim Beladen der Schiffe entweicht, gelangt am Ende ins Meer

und ließ mit der Zeit den Algenwuchs in der Bucht stark ansteigen. Während meiner Tauchgänge bei Tag konnte ich sehen, wie ein Teil der Korallenriffe unter dem Algenbewuchs regelrecht begraben wurde. Korallen brauchen aber Licht und klares Wasser, um überleben zu können. Mittlerweile steht das Riff unter Naturschutz.

1999, als ich meine Diplomarbeit schrieb, war aktiver Umweltschutz kein Thema für die Massen – doch schon damals häuften sich die Nachrichten über Missstände und Ungleichgewichte, verursacht durch uns Menschen. Wer hinsah und zuhörte, konnte mehr als genug davon mitbekommen, was bereits alles schief lief. Für mich stand daher nach meinem Abschluss fest, dass meine Arbeit mit etwas Sinnvollem verbunden sein sollte, etwas, das einen Beitrag leistet, mit dem ich direkt etwas zum Besseren würde ändern können. Ich wollte mein Wissen dafür nutzen, Missstände abzustellen und anderen Zugang zu Informationen darüber zu verschaffen. Diese hohen Ziele hatten natürlich viele meiner Mitstudierenden – allein, es ist nicht einfach, auch wirklich einen der wenigen Jobs zu ergattern, die diese Ansprüche erfüllen.

Ich hatte einfach Glück. Gegen Ende des Studiums hatte ich den Vortrag eines WWF-Mitarbeiters an der Universität besucht, in dem er erzählte, wie eine Naturschutzorganisation arbeitet, welche Schwerpunkte der World Wide Fund For Nature hat und wie die Arbeit im Alltag konkret aussieht. Davon schwärmte ich einer Freundin vor, und sie erzählte mir, dass gerade eine Praktikumsstelle zum Thema Fischerei beim WWF ausgeschrieben sei. Ich bewarb mich sofort, konnte im Gespräch überzeugen und fing direkt nach Abgabe meiner Diplomarbeit als Praktikantin in der Zweigstelle Bremen im Fachbereich Meere und Küsten an. Bisher hatte sich der WWF vor allem intensiv für die Erhaltung des Wattenmeers eingesetzt, und das immerhin seit 1977. Die

Arbeit zu einer umweltverträglichen Fischerei in Europas Meeren war jedoch ein neues Themenfeld, und wir mussten uns erst einmal in die Materie einarbeiten: Es ging um Überfischung, die Zerstörung der Lebensräume und den Beifang in der Nordsee.

Wir stellten uns genau zum richtigen Zeitpunkt auf, zum einen, weil die Probleme überhandnahmen und zum anderen, weil eine Reform der ersten gemeinsamen EU-Gesetzgebung in der Fischereipolitik aus den 1980er Jahren anlag - ein guter Zeitpunkt, um Verbesserungen der Gesetzentwürfe zu diskutieren. Meine Aufgabe und die meiner Kollegen war (und ist) es, auf die Missstände im Meer aufmerksam zu machen. Wir gucken uns die Gesetze an, die den Eingriff der Menschen ins Meer regeln, und versuchen zu intervenieren, wo wir ein Ungleichgewicht zulasten der Natur sehen. Wir überlegen uns, wie es eigentlich reguliert sein müsste, und nutzen Forschungsberichte von unabhängigen Wissenschaftlern, um weiter aufzuklären, damit die Schädigung der Ökosysteme gestoppt wird. Unser Credo dabei: konstruktive Lösungsvorschläge zu machen. Drastische Totalverbots-Forderungen müssen in Einzelfällen sein, haben aber auch zur Folge, dass sie als unrealistisch abgelehnt werden. Wir wollen unsere Forderungen gemeinsam mit *allen* Beteiligten, also der Politik, der Industrie, den Fischereibetrieben und auch den Supermärkten, umsetzen.

Dazu gehört es, der Öffentlichkeit all unser Wissen zur Verfügung zu stellen, damit diese Missstände bekannt werden. Jeder Mensch sollte wissen, wie es um die Meere steht.



Auf der Suche nach Blauwalen in Chile.

Aus meinem Praktikum wurde eine Festanstellung, und mittlerweile arbeite ich seit 20 Jahren für den WWF. Ich bin stolz auf das, was wir gemeinsam in dieser Zeit erreicht haben. Und dennoch: Auf das Große und Ganze gesehen, ist es leider noch zu wenig. Bei meiner täglichen Arbeit stoße ich immer wieder an Grenzen, wo längst keine mehr sein dürften. Dabei sitze ich ja schon an Stellen, an denen der «normale» Bürger nicht sitzt.

Ich komme mit unendlich vielen Vertretern aus Wissenschaft, Wirtschaft und der Politik zusammen, gebe gebetsmühlenartig wieder, was getan werden muss - und komme doch nur in Millimeterschritten voran.

Eine Situation ist mir in diesem Zusammenhang besonders im Gedächtnis geblieben, sie veranschaulicht gut, was ich meine. Kurzzeitig war ich sogar so frustriert, dass ich gedacht habe: «Okay, Zeit, etwas anderes zu machen.» Als ich angefangen habe beim WWF zu arbeiten, gehörte es zu meiner Aufgabe, mit dem Landwirtschaftsministerium, das auch die Fischerei regelt, über Maßnahmen für eine umweltverträgliche Fischerei zu sprechen. Als ich in eine leitende Position aufrückte, übernahmen andere Referenten diese Aufgabe. Vor drei Jahren ergab es sich, dass ich mal wieder an einem dieser Gesprächstermine beim Landwirtschaftsministerium teilnahm. Der Zufall wollte es, dass ich genau demselben Ministeriumsmitarbeiter gegenüber saß wie vor 17 Jahren. Im Laufe des Gesprächs haben wir tatsächlich dieselben Argumente ausgetauscht wie die vielen Jahre zuvor - denn wie sich herausstellte, hatte sich in der Zwischenzeit kaum etwas getan. Dieselben Argumente und Gegenargumente wie vor 17 Jahren! Wir guckten einander etwas befremdet an - uns beiden war, glaube ich, bewusst, wie unmöglich die Situation war, und ich dachte: «Das ist doch eine Farce, was wir hier machen. Ich kann doch nicht fast zwei Jahrzehnte lang über die ewig gleichen Notwendigkeiten diskutieren! Wirkungslos!»

De facto wissen wir also seit Jahrzehnten, dass sich das Meer verändert, mittlerweile und in Zukunft sogar dramatisch - aber wir tun zu wenig, um diese Entwicklung aufzuhalten.

Wir wissen, dass die Ressourcen nicht unendlich zur Verfügung stehen, wenn wir weiter so leben und wirtschaften wie bisher. Aber dennoch tun wir es.

Bei all den halbherzigen Beschlüssen, die auf politischen Konferenzen gefasst wurden, bei all den Erfahrungen, die ich gemacht habe, kann ich es nicht anders sagen: Die Weltgemeinschaft hat sich dazu entschlossen, die brachialen Einschnitte in das Ökosystem Meer durch Überfischung, Verschmutzung und Erhitzung zu akzeptieren und die Katastrophe geschehen zu lassen.

30 Prozent aller kommerziell genutzten Fischarten sind massiv überfischt, 60 Prozent befinden sich am Rande des Tragbaren – doch wir denken nur an das mit ausreichend Fisch gefüllte Eisfach im Supermarkt. Wichtige Lebensräume wie Mangroven, Seegraswiesen, Salzmarschen, die so vielen Meerestieren als Kinderstube dienen und mittlerweile bekannt sind als Kohlenstoffbinder, sind bis zu 50 Prozent zurückgegangen – wir aber bebauen weiter die Küsten und befischen sensible Lebensräume, die das nicht vertragen. Pro Stunde landen bis zu 400 Tonnen Plastikmüll im Ozean, und dennoch soll die Plastikproduktion, so die Hersteller, in den nächsten Jahren noch gesteigert werden – allen Protesten und No-Plastic-Initiativen zum Trotz. Korallenriffe, in denen zahllose Fischarten und Schalentiere groß werden, sterben, weil die Meere zu warm werden, versauern und sich dadurch die Kalkskelette auflösen. Vor vier Jahren ist durch eine Hitzewelle im Meer fast die Hälfte des Great Barrier Reefs abgestorben, das größte von lebenden Organismen errichtete Bauwerk der Erde – und wir widmen dem Thema gerade mal zwei, drei Tage in den Nachrichten. Es gibt mittlerweile zahlreiche große Gebiete im Meer, die völlig frei von Sauerstoff sind, sogenannte Todeszonen. Sie breiten sich immer weiter aus und sind ein beängstigendes Symptom dafür, wie schlecht es dem Meer geht. Eine der größten existiert übrigens in der Ostsee, gar nicht so weit weg. Aber diese Todeszonen befinden

sich ja irgendwo da unten im tiefen Wasser – wir sehen sie nicht ...

Wäre das Meer ein Mensch, müsste es dringend ins Krankenhaus, und zwar auf die Intensivstation, weil alle Organe schwer angegriffen sind. Wie lange der Patient noch durchhält? Schwer zu sagen.

Ich werde oft gefragt, wann der Point of no Return wohl erreicht sein wird. Diese Frage ist allerdings sehr schwer zu beantworten, weil es so ein komplexes System ist. Wie wenig Fisch kann das Meer vertragen? Wie viele abgestorbene Korallenriffe kann es verkraften? Wie warm darf das Wasser werden? Im Meer hängt alles miteinander zusammen – allein schon durch die Strömungen: Unter Wasser ist alles in Bewegung, die Fische wandern, sind mobil. Man kann den Punkt, an dem es kein Zurück mehr gibt, wissenschaftlich nicht berechnen.



Ein philippinischer Kleinfischer hat Fangglück gehabt. Vom Verkauf eines solchen Gelbflossenthunfisches kann er eine knappe Woche leben.

Eine einfache visuelle Übersetzung für dieses Phänomen ist «Jenga», ein Gesellschaftsspiel, bei dem Holzstäbe zu einem Turm aufgebaut werden und man versuchen muss, so viele Hölzer herauszuziehen wie möglich, ohne dass der Turm zusammenbricht. Das ist genau das, was wir mit dem Meer tun: Mit jedem Eingriff in die Natur schieben wir ein Stäbchen aus dem Turm raus. Das kann lange gutgehen. Doch nur ein Stäbchen zu viel – und das Konstrukt bricht zusammen. Welches Stäbchen es ist, das den Zusammensturz verursachen wird, wissen wir nicht. Aber eines ist klar: Stürzt der Turm ein, ist das unaufhaltsam.

Es wäre verheerend, wenn das Jenga-Türmchen, Edition Weltmeere, tatsächlich umfällt. Denn wir sind mit dem Meer verbunden, mehr noch, wir sind von ihm abhängig. Das Meer ist das Lebenserhaltungssystem unserer Erde: Es liefert die Hälfte allen Sauerstoffs zum Atmen, es reguliert das Klima und damit das Wetter. Die Ozeane haben bisher 90 Prozent des menschenverursachten Temperaturanstiegs aufgefangen und so die Erderhitzung gebremst. Außerdem sind sie ein wichtiger Wirtschafts- und Ernährungsfaktor: Eine Milliarde Menschen sind abhängig vom Fischfang. Entweder, weil sie durch Fischerei ihren Lebensunterhalt verdienen, oder, weil der gefangene Fisch ihre Hauptnahrungsquelle ist.

Wir sind also dabei, ein System zu zerstören, auf das wir existenziell angewiesen sind – es wird höchste Zeit, dass wir es retten. Das ist unsere Verantwortung. Aufzugeben, auch wenn die Lage noch so erdrückend ist, gilt nicht. Meine Grundhaltung ist es schon immer gewesen, dranzubleiben. Denn wer aufgibt, hat schon verloren.

«Erderwärmung» klingt zu kuschelig

Die Psychologie der Sprache im Umweltschutz

Wie ich die Menschen erreiche, ist eine der Hauptfragen meiner Arbeit. Sprache spielt dabei eine wichtige Rolle. Wie benenne ich die Probleme? Wie dringen die Worte durch? Der Vortrag von Elisabeth Wehling, einer deutschen Sprach- und Kognitionsforscherin an der US-amerikanischen Universität Berkeley, den sie bei einem Sommerempfang des WWFs hielt, war in diesem Zusammenhang sehr aufschlussreich. Sie erzählte vom Konzept des sogenannten Framings. Ein Frame ist ein Deutungsrahmen, den Wörter bei uns auslösen. Wer zum Beispiel Ingwer hört, assoziiert damit ganz selbstverständlich auch eine Reihe anderer Begriffe wie «gelb», «asiatisch», «Knolle», «scharf», «gesund» oder «Erkältung». Das Gehirn verknüpft darüber hinaus alle Begriffe aufgrund seiner Erfahrungen mit positiven oder negativen Konnotationen. Das Spannende daran ist: Das passiert meist unbewusst. Unglaubliche 98 Prozent unseres Denkens, so erklärte es uns Elisabeth Wehling, unterliegen unbewussten Prozessen. Die meisten unserer sozialen, ökonomischen oder politischen Entscheidungen treffen wir also unbewusst auf der Basis dieser sinngebenden Frames - und gerade mal erschreckende zwei Prozent basierend auf Fakten oder rationalen Erwägungen.

Das Wissen um die Funktionsweise von Framing machen sich Menschen oft zunutze, um eine Botschaft in ihrem Sinne auszulegen - unter Politikern ist das zum Beispiel weit verbreitet.

Auch in der Debatte um das Klima findet Framing statt, indem Wörter verwendet werden, die stark verharmlosend wirken. Erderwärmung ist so ein Wort. Erde, Wärme – mit diesen beiden Wörtern assoziiert unser Gehirn mehrheitlich positive Dinge. Bei Wärme fühlen wir uns wohl, uns wird heimelig zumute. Wer friert schon gern? Dieses Wort löst also ganz tief in uns positive Emotionen aus, sodass die Fakten, die hinter dem Wort stecken, nicht mehr ankommen, weil unser Gehirn sich bereits im Wollsocken-Sofamodus befindet. Würde man stattdessen von Überhitzung sprechen, werden völlig andere Assoziationen ausgelöst – und zwar keine so gemütlichen: Trockenheit kommt einem da womöglich in den Sinn, Fieber, Schwindel, Kraftlosigkeit oder Durst.

Eine Fehlbesetzung in der Debatte ist auch das Wort Klimawandel. Es rückt die Probleme, die wir bereits haben und noch bekommen werden, in weite Ferne. Denn Wandel kann ja auch positiv sein, oder? Außerdem suggeriert der Begriff einen natürlichen Prozess, den es seit Millionen von Jahren auf der Erde gibt. Er ist passiv und entpolitisiert. Was also sollte ich als Einzelne / als Politiker / als Industrie schon groß ausrichten können? Der Wandel passiert ja so oder so.

Richtig geärgert habe ich mich von Anfang an – natürlich – über das Wort Klimahysterie. Es ist zu Recht zum Unwort des Jahres 2019 gewählt worden, weil mit der Nutzung des Wortes Klimaschutzbewegungen oder -aktivisten diffamiert würden, so die Begründung der Jury. Und es stimmt ja auch, impliziert das Wort schließlich, dass man «hysterisch» sei, also unbeherrscht, irrational, übertrieben aggressiv ... Alle (guten oder schlechten) Argumente können mit der Verwendung des Wortes mit einem Schlag abgetan werden.

Insgesamt reden wir zu positiv über das Negative – Elisabeth Wehling sprach mir an diesem Tag jedenfalls aus

der Seele. Begriffe wie Klimaschutz, -erwärmung oder -wandel sind angesichts der Fakten nicht klar genug. Unsere Sprache muss den Ernst der Lage zum Ausdruck bringen. Formulierungen wie «Klimakrise» oder «Klimakatastrophe» drücken viel eher aus, was uns Tausende von seriösen Wissenschaftlern vorhersagen. Sie verdeutlichen die Dringlichkeit des Problems. Seitdem haben wir uns beim WWF darauf verständigt, eindeutig in unserer Sprache zu sein: Wann immer wir uns dazu äußern, sprechen wir von Erderhitzung und Klimakrise. Mittlerweile werden diese eindeutigen Begriffe auch in den Medien häufiger genannt.

Erwähnenswert, weil es so einleuchtend darstellt, wie Sprache funktioniert, finde ich übrigens auch folgendes Zitat von Elisabeth Wehling: «Ich sage ja auch nicht, wenn ich mir anschaue, wie ein Eisbär vor 20 Jahren gelebt hat und wie es ihm heute geht: <Das Leben des Eisbären hat sich gewandelt>, sondern ich würde sagen: <Dem Eisbären geht es heute sehr viel schlechter.>»¹

Ich bin mir sicher: Noch können wir es schaffen. Noch können wir die Ozeane retten. Das Meer hat immense Selbstheilungskräfte, es ist bemerkenswert anpassungsfähig. Mit umfassendem Klimaschutz und einer gesunden Nutzung würden wir den einzigartigen Lebensräumen der Meere und Küsten die Chance geben, sich zu erholen. So wie die Phoenix-Inseln in der Mitte des Pazifischen Ozeans: 2002 wurden die Korallenriffe dieser Inseln vom El Niño heimgesucht, ein klimatisches Phänomen, das ungewöhnliche Wetterbedingungen schafft wie zu warme Meeresströmungen, anhaltende Dürren oder extreme Niederschläge und Orkane. Drei Viertel der Korallenriffe wurden durch den El Niño zerstört. 2006 richtete man ein Schutzgebiet für die Riffe ein, nie-

mand durfte in diesem Bereich fischen. Und siehe da: 2015 hatten sich bereits über die Hälfte der Riffe erholt.

Oder die Buckelwale. In den siebziger Jahren galten alle Populationen als bedroht, weil die Zahl der Tiere durch den kommerziellen Walfang stark zurückgegangen war. Man einigte sich darauf, die Wale weltweit zu schonen, damit sich die Bestände erholen können. Inzwischen schätzt man den Bestand wieder auf 115 000 Tiere² – eine echte ökologische Erfolgsgeschichte, zumindest für den Buckelwal, denn andere Walarten erholen sich trotz Schutzmaßnahmen lange nicht so gut.

Solche positiven Beispiele motivieren mich und zeigen mir, dass es sich lohnt zu kämpfen.

Was es bewirkt, wenn wir gemeinsam handeln, kann man beim Thema Plastikmüll sehen. Als vor wenigen Jahren aufgedeckt wurde, wie viel Plastik im Meer landet, ging ein Aufschrei durch Europa. Durch unzählige Dokumentationen im Fernsehen, Radio, in den Zeitungen und im Internet wurde sichtbar, was mit unserem Müll passiert: dass er nämlich selbst durch ordentliches Wegschmeißen nicht verschwunden ist. Durch diese Sichtbarkeit und den Einsatz und Protest vieler Menschen ist eine Lawine losgetreten worden, wie ich es in 20 Jahren Umweltschutz noch nicht erlebt hatte: Die deutsche Regierung nahm die Plastikvermüllung 2015 auf die Agenda des G7-Gipfels, es erschienen Bücher zum Thema, eine Zero-Waste-Bewegung setzte ein. Innerhalb einer Rekordzeit wurde ein EU-Gesetz erlassen, das bestimmtes, leicht ersetzbares Einwegplastik verbietet. So geht es also auch. Nun muss «nur noch» die plastikproduzierende Industrie mitspielen ...

Zu sehen, was in so kurzer Zeit für die Umwelt erreicht werden kann, ist für meine Arbeit als Umweltschützerin ein riesiger Motivationsschub gewesen.

Gleichzeitig offenbart die Anti-Plastik-Bewegung einen menschlichen Schwachpunkt: Wir sind darauf gepolt, nur das als Problem anzuerkennen, was wir mit eigenen Augen sehen können bzw. am eigenen Leib verspüren. So wie im Fall der Plastikvermüllung: Über diese können wir nicht einfach hinwegsehen. Doch das, was wir unseren Meeren sonst antun (und was nicht weniger problematisch ist), ist in unseren Breiten (noch) zu wenig sichtbar. Ich habe schon unzählige Diskussionen mit meinen Kollegen darüber geführt, wie wir es schaffen, die Probleme sichtbarer zu machen, erlebbar, fühlbar, damit wir aus unserer Komfortzone kommen und anfangen zu handeln - bevor uns die Konsequenzen zu hart treffen.



Korallen sterben, wenn sie von Plastik bedeckt werden.

Wie einfach wäre es, wenn wir alle eine Mülltonne für CO₂ zu Hause hätten, an der wir unmittelbar sehen könnten, wie viel CO₂ wir durch die Art und Weise, wie wir leben, täglich produzieren. Da das leider nicht der Fall ist, sehen wir keine Verbindung zwischen unserem Kurzstreckenflug ins schöne Wochenende und der Klimakrise. «So ein Flug lässt doch nicht gleich das Wetter wärmer werden», denken wir. Was uns fehlt, ist der unmittelbare Effekt, den wir durch unser Handeln auslösen. Natürlich finden wir es schlimm, wenn der Regenwald am Amazonas oder die Wälder Australiens brennen – aber der Funke kam ja nicht direkt von uns. Beim Meer ist es ganz genauso: Wir sehen nicht, wie massiv die Probleme sind, die wir durch unser Verhalten verursachen. Aber mit unseren Taten verändern wir es, auch wenn wir es gar nicht beabsichtigen. Unsere CO₂-Emissionen in Europa verursachen auch die Ozeanversauerung in der Karibik. Shrimps, die wir essen, kommen aus Aquakulturen in Asien, die wiederum Einfluss auf die dortigen Mangrovenwälder, Korallenriffe und lokalen Lebensgrundlagen haben. Wie wir hier leben, ist auf der anderen Seite des Globus sehr wohl spürbar. Und es wird früher oder später auch bei uns spürbar werden.

Unsere Erde wird heißer, das Eis der Gletscher und Polkappen schmilzt, der Meeresspiegel steigt an, das Wetter verändert sich, es gibt mehr Stürme und Starkregen, aber auch mehr Dürren und Waldbrände. Davon werden in den nächsten 30 Jahren weltweit Milliarden Menschen betroffen sein. Viele von ihnen könnten ihre Heimat verlieren. Auch das Wattenmeer, die Halligen, Hamburg und die deutschen Küstenregionen sind für einen Anstieg des Meeresspiegels, wie er bei einer Erhitzung der Erde von zwei Grad vorhergesagt wird,

nicht ausreichend gewappnet. Wenn wir in Hamburg, der Stadt, in der ich arbeite, bis zu den Knien im Wasser stehen und die Häuser, in denen wir leben, nicht mehr bewohnbar sind, weil der Boden, auf dem sie stehen, durchweicht oder überschwemmt ist, wird der Groschen wohl fallen. Weil wir es dann «endlich» sehen, spüren, am eigenen Leib erleben. Aber für viele Menschen und Tiere ist es zu jenem Zeitpunkt schon zu spät. Jetzt kann das Schlimmste noch verhindert werden, wenn wir die Treibhausgasemissionen reduzieren und die Erderhitzung auf 1,5 Grad begrenzen.

Meine Tochter wirft mir angesichts der Fakten oft vor, dass ich zu wenig radikal bin. Sie findet, dass ich mit unseren Freunden und auch in der Familie zu wenig diskutieren würde, wenn diese auf ihrem Fleischkonsum beharren, die x-te Urlaubsreise mit dem Flieger gebucht oder das nächste, noch größere Auto gekauft haben. Vielleicht hat sie recht, aber Belehrungen und Vorwürfe bringen meiner Erfahrung nach nur wenig – das entgegne ich dann auch meiner Tochter.

Deswegen setze ich viel lieber darauf, jeden Einzelnen von uns über die Zustände aufzuklären. Hoffend, dass Wissen zu verändertem Handeln führt. Wir brauchen eine neue Wahrnehmung für Lebensqualität, eine Werteveränderung, die als positiv angesehen wird: Was macht ein schönes Leben aus? Was bedeutet Wohlstand?

Die meisten von uns sind mit kapitalistischen Werten groß geworden. Das Motto: Nur mehr ist gut. Mehr Geld, mehr Essen, mehr Urlaub, mehr Kleidung, ein größeres Haus, ein schnelleres Auto, vielleicht sogar zwei oder drei Autos. Das alles bitte möglichst billig. Oder so teuer, dass es jeder bemerkt.

Wie bekommen wir es hin, dass wir es als Mehrwert und Zugewinn empfinden, weniger zu wollen und damit schließlich auch etwas Gutes für die Umwelt, für das

Meer, zu tun? Indem wir begreifen, dass Meeresschutz schon bei jedem Einzelnen zu Hause anfängt.

Brauchen wir wirklich das x-te T-Shirt? Ist es zu viel verlangt, wenn ich ab sofort meinen Mehrwegbecher, meinen Stoffbeutel bei mir habe? Ist es nicht den Preis wert, wenn ich für den Bio-Fairtrade-Kaffee etwas mehr bezahle, in dem Wissen, dass der Kaffeefarmer nicht in Armut lebt und die Bohnen nicht mit Pestiziden behandelt worden sind?

Ein bewusstes Weniger könnte zudem gesünder für uns sein. Interessanterweise ist das, was für die Umwelt nicht gut ist, oft auch für uns Menschen nicht gut. Zu viel Plastik? Tut uns nicht gut. Zu viel Fleisch? Auch nicht gesund. Mir persönlich fehlt jedenfalls nichts, seit meine Tochter uns zum Fleischverzicht «verdonnert» hat. Fisch esse ich schon länger nicht mehr - Berufsrisiko, wenn man sich mit Fischerei befasst. Ich musste nur meine Komfortzone verlassen und mich mit vegetarischen Kochbüchern befassen. Wie man so schön sagt: reine Gewöhnungssache. Hat man sich erst einmal überwunden, bedeutet Wandel sogar Motivation. So hat zum Beispiel die Corona-Pandemie bei vielen zu weniger Konsum geführt, und wenn ich mich umgehört habe, fanden viele dieses Konsumfasten regelrecht erholsam.

Sobald man einmal angefangen hat, bewusst den Blick auf das eigene Konsumverhalten zu richten, fällt einem vieles auf, das man verändern kann. Und man fängt an, Schritt für Schritt die Nachhaltigkeit von allem, was wir konsumieren, zu hinterfragen. Dann merken wir, dass die Dinge nicht in Balance sind, dass zu wenig getan wird und wir handeln müssen. Und dann wird es politisch.

Das ist in meiner Wahrnehmung der größte Vorteil der Debatten durch Fridays for Future, Kampagnen gegen die Plastikvermüllung, gegen Lebensmittel-

verschwendung oder einen hohen CO₂-Verbrauch: Viele schauen nun aufmerksamer auf die Entscheidungsstellen. Viele Menschen spüren, dass es so nicht weitergehen kann. Die Politik beschäftigt sich nicht ausreichend mit diesen Themen und verfehlt die selbstgesteckten Ziele. Die Industrie muss viel stärker in die Verantwortung genommen werden, denn die Ressourcen der Welt sind nicht unerschöpflich. Wir brauchen mehr positive Anreize für nachhaltiges Wirtschaften oder, wenn es sein muss, auch Sanktionen für die ewig Gestrigen. Wir alle müssen umdenken. Es gibt leider keine einfache Lösung, für niemanden, denn die Probleme sind komplex – aber nur, weil es schwierig ist, darf das nicht heißen, gar nichts zu tun. Die Klimakrise wird den Meeren und uns nicht erspart bleiben. Ob es aber anderthalb, zwei, drei oder gar vier Grad werden, um die sich die Erde erhitzt, lässt sich jetzt noch steuern.

Was ist denn auch die Alternative? Sich nicht verantwortlich fühlen dafür, dass die Bäuche von Walen, Vögeln und Fischen voller Plastik sind, für die Millionen Fische, Delfine, Haie und Schildkröten, die als sinnloser Beifang in den Fangnetzen sterben, für die Korallenriffe, die seit Jahrtausenden existieren und nun in kürzester Zeit absterben? Wenn sich niemand verantwortlich fühlt, dann lastet die Schuld auf uns allen. Wenn wir nichts verändern, angefangen bei uns selbst, dann werden wir gemeinsam den Meeren beim Sterben zusehen.

Ich möchte mich in diesem Buch dem widmen, was getan werden muss. Ich möchte begreiflich machen, wie alles zusammenhängt, welche Erfahrungen ich gemacht habe, welche Schwierigkeiten, aber auch, welche Lösungen existieren. Nur wenn wir gemeinsam anpacken, retten wir die Meere – und damit uns selbst.

[...]

Endnoten

1 Marc Röhling, Wie Sprache unser Denken über die Zukunft verändert (2019); www.bento.de/nachhaltigkeit/klimawandel-wie-framing-den-blick-auf-die-klimakrise-veraendert-a-01b18d55-d2a9-4b14-a276-dce86c7ad75a.

2 International Whaling Commission, Whales-Population Status (2020); <https://iwc.int/status> (zuletzt abgerufen 19. September 2020).